

**ADAM CESARE
TRIBESMEN
INSEL DER KANNIBALEN**



Aus dem Amerikanischen von
Jasmin Krieger

Deutsche Erstveröffentlichung

Titel der Originalausgabe:

TRIBESMEN

Copyright © 2014 by Adam Cesare

Published by arrangement with the author

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2016 by Voodoo Press

Titelbild: Copyright © Voodoo Press

Print ISBN: 978-99957-56-16-1

E-Book ISBN: 978-99957-56-35-2

www.voodoo-press.com

Facebook:

<http://www.facebook.com/Voodoo.Press.Verlag>

Twitter

<http://twitter.com/voodooopress>

Forum

<http://www.voodoo-press.me>

Für all diejenigen, die jemals mutig genug waren und eine Kamera in die Hand genommen haben, mit der Absicht, Kunst zu erschaffen ... auch wenn ihr keinen Erfolg damit hattet.

PROLOG DIE INSEL

Die anderen, die Fremden, kamen wieder.

Sowohl die Boote, als auch ihre Insassen, waren kleine weiße Punkte am morgendlichen Horizont. Oroto schenkte ihnen kaum Aufmerksamkeit und griff nach dem mit Schilf verworrenen Fischernetz. Sein Sohn Vatu stand weiter oberhalb am Strand und passte nicht auf, was er tat. Seine dunklen Augen fixierten das Meer, beobachteten, wie sich die Bleichgesichter näherten.

»Nimm dein Ende in die Hand! Hör auf, auf die Boote zu starren und hilf mir«, bellte ihn Oroto an, der von seiner eigenen Ungeduld gegenüber dem Jungen überrascht war. Jedes Mal wenn sie kamen, war Orotos Sohn von den Männern und ihren seltsamen Booten fasziniert. Vatus Aufregung würde gedämpft werden müssen: Diesen Monat war bereits die Hälfte der Getreideernte des Dorfes missglückt. Fischen war die einzige Möglichkeit für Oroto, seine Familie ernähren zu können. Sein Sohn konnte seine Zeit später noch verschwenden.

Abgesehen von den Tatsachen, dass ihre Haut sandfarben war, ihre Haarpracht aus totem Gras bestand und ihre Sprache unverständlich war, gab es nichts besonders Originelles an den Männern. Den Reisenden war es gestattet, ein paar Mal pro Saison auf die Insel zu kommen, um zu handeln. Ohne gemeinsame Sprachkenntnisse waren die Männer gezwungen, mit Händen und Füßen zu sprechen, um

ihrem Gegenüber klar zu machen, was sie wollten. Die Zeichensprache der Bleichgesichter amüsierte Vatu (und sogar einige der »reiferen« Dorfbewohner), als sie ihnen Hühner und anderen nutzlosen Plunder im Tausch gegen einen Schlafplatz anboten.

Bevor die Sonne am nächsten Tag aufgehen würde, wären die Männer verschwunden, eingeschifft und bereits auf der nächsten Etappe ihrer Reise – wo auch immer sie diese hinführte. Orotos interessierte nicht sonderlich wer sie waren oder wohin sie Kurs nahmen, solange sie seine Leute für die Erlaubnis, anzulegen, bezahlten.

Im Namen der Inselbewohner wurden Orotos und seine Familie dazu berufen, die Verhandlungen zu leiten. Orotos freute sich immer auf die Hühner, und seine Mutter würde den Rest der Beute unter dem Stamm aufteilen. Bisher hat sich noch niemand über die Vereinbarung beschwert. Die Inselbewohner hatten Respekt vor dem Alter und es gab keinen älteren Insulaner als Orotos Mutter. Keinen der Insulaner schien es sonderlich zu interessieren, dass Fremde auf ihrem kargen Stück Land ein Nachtquartier suchten, solange sie nicht zechten oder ihre weißen teuflischen Götter mit ihnen von den Booten brachten.

»Wo sind die Hühnerkäfige?«, fragte Vatu. Er warf einen verstohlenen Blick gegen das Licht, um die ankommenden Besucher auszumachen, die Augen mit einer seiner kleinen schwarzen Hände abschirmend.

»Vielleicht werden sie uns dieses Mal Fisch bringen«, sagte Orotos etwas milder gestimmt. »Wir werden sie auch brauchen, denn ich habe einen faulen Sohn, der sich außer Sonnenschein und Fragen nichts einfängt.«

Vatu kicherte kurz, bevor er verstummte und das

Fischernetz wieder auswarf. Der Junge fing mit einem kurzen Blick die ernste Miene seines Vaters ein, und Orotu brauchte nicht mehr, als einen strengen Gesichtsausdruck aufzusetzen.

Die Bleichgesichter ließen sich Zeit. Sie ruderten nicht, sondern ließen sich durch die einsetzende Ebbe näher an die Insel spülen. Das war seltsam, aber noch kurioser war die hohe Anzahl der Boote, die heute zusammen mit ihnen ankamen. Fünf ausgehöhlte Schiffe mit je drei bis vier Passagieren an Bord.

»Die Knochen«, rief eine Stimme vom Ende des Strandes.

Orotu drehte sich in Richtung des Dschungels und sah seine Mutter aus der Lichtung laufen. Sandwolken stieben auf, als sie den oberen Teil des Strandes entlang stapfte, so schnell ihre Füße sie tragen konnten.

Orotu ließ das Fischernetz fallen und lief den Strand hinauf, um seiner Mutter entgegenzukommen. Als er den Abstand zwischen ihnen verringert hatte, schrie er zurück zu Vatu. Er musste sicherstellen, dass der Junge den Rest des Fisches einbrachte.

Seine Mutter brach auf ihren Knien zusammen, bevor er sie erreichen konnte. Ihr kleiner Körper wurde von Schluchzern erschüttert, als sie sich krümmte und in den Sand krallte. Orotu legte ihr seine kräftige Hand auf den Rücken und fühlte den Stoß ihres Rückgrats, das sich mit ihrem Jammern auf und ab bewegte.

»Welche Knochen?«, fragte Orotu, aber er wusste genau, was die alte Frau gemeint hatte. Sie hatte sich wieder ihrem Hokuspokus gewidmet. Sie benutzte eine Sammlung alter Hühnerknochen und zerbrochenen Stoßzähnen von Wildschweinen, um in die Zukunft zu sehen. Zumindest behauptete sie das.

Sie hatte die Knochen ihr ganzes Leben lang gesammelt, warf sie in die Luft und machte Markierungen in den Sand – je nachdem wie sie fielen. Mit diesen Knochen las sie das Schicksal der Mädchen im Dorf. Eigentlich praktizierte sie es, um zu sehen, wer bald heiraten oder schwanger werden würde: Sie war mehr die Kupplerin der Insel, als dass sie übersinnliche Fähigkeiten hatte. Doch noch nie hatten die Knochen sie so dermaßen aufgebracht.

»Was ist los, Mutter? Was hast du gesehen?« Oroto half ihr auf die Beine und warf einen Blick zurück zu Vatu, der das Netz mit ein paar wenigen kleinen Fischen darin einholte.

Hinter dem Jungen konnte er jetzt ein paar Gesichter der Männer im ersten Boot ausmachen. Ihre Köpfe waren rot, nicht weiß wie sonst. Die Männer ruderten jetzt auch, anscheinend gaben sie sich nicht länger damit zufrieden, sich in die Bucht treiben zu lassen.

»Rufe Vatu zu uns«, sagte sie, und dann schrie sie schon nach dem Jungen, bevor Oroto auch nur die Chance dazu hatte: »Lass alles stehen und liegen und lauf zu uns hoch!« Vatu sah erst seine Großmutter verwirrt an, dann seinen Vater.

Oroto hatte Bedenken, den Jungen herbeizuwinken. Vatu hielt das Netz fest im Griff, unsicher, es fallen zu lassen, bevor Oroto es ihm nicht sagte. Es wäre eine Schande, den Fang aufzugeben, nur aufgrund der Befehle einer abergläubischen alten Frau.

»Bitte ruf ihn zu uns«, sagte seine Mutter, während sie Orotos Hand in ihrer drückte. Oroto konnte die trockenen Falten ihrer alten Haut spüren, und ihre Ernsthaftigkeit traf die Entscheidung für ihn.

»Beeile dich, Junge«, sagte Oroto und blickte wieder in Richtung seines Sohnes und sah die sich

schnell nähernden Boote, voll beladen mit weißen Männern.

Dann sah Orotu es. Blut. Es war Blut, dass die weißen Männer in rote verwandelte. Sie waren vom Kopf bis zum Bauch damit bedeckt.

Er bemerkte, dass der Anführer des zweiten Bootes überhaupt kein Mensch war, sondern ein gehäuteter Körper, aufgestellt wie ein Mast. Die Haut des Körpers wurde geschunden und über den hinteren Teil des Bootes gespannt, wo sie in der Morgensonne trocknete.

Die Männer im vordersten Schiff ruderten jetzt mit übernatürlicher Geschwindigkeit. Gischt schäumte an den Enden ihrer Ruder und ein feiner Nebel hüllte den Bug ihres kleinen Bootes ein. Hinter ihnen taten die anderen vier Kähne das Gleiche. Bisher waren es nie mehr als zwei Kutter gleichzeitig, und jetzt waren es fünf.

Vatu sammelte das Netz mit beiden Händen auf und schlenkerte es etwas, damit die zwei, drei Fische ihren Weg in die Freiheit fanden. Orotu drängte ihn zur Eile, er ließ das Fischernetz fallen und fing an von der wirbelnden Brandung wegzulaufen. Obwohl Vatu ständig darauf bestand, dass er schon fast ein Mann war, hatte er immer noch den Watschelgang eines Kindes.

Sein Sohn wurde von den Männern, von denen er noch ein paar Minuten zuvor seine Augen nicht abwenden konnte, nicht wahrgenommen.

Die Männer auf den Flößen waren vielleicht 20 Meter von der Küste entfernt, als der Erste von ihnen seitlich vom Floß heruntersprang. Der große bärtige Mann platschte ins Wasser. Es war seicht genug, um zu stehen, und der Wasserspiegel des kristallblauen Wassers reichte ihm bis zur Mitte

seiner blutroten Brust. Der Fleck, an dem er ins Wasser tauchte, explodierte sofort in eine rot polierte Wolke.

Der Mann brüllte wild (oder war es vor Schmerz?) und fing an, zu rennen. Die Wellen schlugen ihm ins Gesicht. Das Meerwasser wusch ein bisschen was von dem Blut ab, aber die Haut des bärtigen Mannes war immer noch blutrot gefärbt durch Sonnenbrand und Anstrengung.

Als der zweite Mann ins Wasser plumpste, sprang Orotu auf seine Beine, um seinen jungen Sohn zu retten.

Vatu musste den Wahnsinn in den Augen seines Vaters gesehen haben, denn er drehte sich dann um, von seiner Großmutter weg in Richtung der Männer, die die Küste hinter ihm heraufkamen. »Vater«, rief der Junge außer Atem und verängstigt. Die Männer hinterließen rote Streifen im Wasser, als sie den Abstand zwischen den Booten und dem Jungen verringerten.

Orotu blieb auf halbem Weg zwischen seinem Sohn und seiner Mutter stehen. Die Sonne war so heiß, dass sie den weißen Sand des Strandes in Feuer verwandelt hatte. Es war die Art von Flammen, die deine Fußsohlen lecken, wenn man sich nicht schnell genug bewegte.

Der größte der Männer, der das Boot zuerst verließ, würde der Erste sein, der seinen Sohn erreichte. Meerwasser, Speichel und Schauer liefen seinen Nacken entlang, als er einen großen Haken aus der Scheide an seinem Gürtel zog. Der gegossene Eisenhaken war die gleiche Sorte, wie sie sie an größeren Häfen, die ihre kleine Insel umgaben, zum Aufhängen von Schweinen benutzten.

Eine widerliche weiße, schwielige Hand packte

Vatu an der Schulter, wie eine weiße Narbe auf seiner schönen, gesunden Haut.

Die andere Faust des Mannes versenkte den Haken genau im Nacken seines Sohnes.

Oroto schrie, ein wilder Ton. Es klang wie der Schrei eines Wildschweines, das man in die Ecke getrieben hatte, die Art Schrei, den ein Tier von sich gibt, wenn es weiß, dass es zu spät ist.

»Hoch mit dir! Wir müssen rennen!« Oroto schrie seine Mutter an, als er zurück zu ihr rannte. Aber er wusste, dass sie nicht laufen konnte. Er legte ihr seinen starken Arm um die Hüfte und hievte sie hoch wie ein Baby. Sie war in ihrer Jugendzeit keine kleine Frau gewesen, aber die Jahre haben sie ausgetrocknet und ausgegraben wie eine Dörrpflaume. Sie wog in Orotos starken Armen so gut wie nichts.

»Die Knochen, ich habe gesehen, dass es kein Entkommen gibt.« Ihre Stimme war zu ruhig. Wie konnte sie nur so ruhig bleiben, nachdem sie gesehen hatte, was ihrem Enkelsohn zugestoßen war? Oroto wollte das Dorf erreichen, die Männer aufscheuchen und diese groben Eindringlinge mit bloßen Händen umbringen.

Er konnte das Stapfen von Füßen hinter sich hören und das Gelächter der roten Teufel als sie ihn in die Füße zwickten.

Dann ging alles ganz schnell. Orotos linker Fuß traf eine unglückliche Wahl und verschwand in einem tiefen Loch im Sand, wobei er sich den Knöchel brach. Ein Tier, vielleicht eine Krabbe oder ein Murmeltier, hatte dieses Loch gegraben und dieses Loch hatte ihn jetzt zu Fall gebracht.

Der Schmerz war qualvoll, das Geräusch bersrender Knochen laut genug, um die Ungeheuer des Urwalds zu erschrecken. Er hörte Gezwitzcher und

Schreie, als Tiere raschelten, um tiefer in den Wald zu fliehen. Orotto stellte sicher, dass er seine Mutter in die Luft warf, um seinen Sturz zu dämpfen, wobei er seine Arme ausstreckte, um ihren Fall abzufangen.

Das Gelächter der Männer machte dunklen Schatten Platz, die sich über Mutter und Sohn ergossen. Der heiße Sand verbrannte Orotos Arme und seinen Bauch, als er hilflos da lag.

»Ihr Bastarde«, sagte Orotto, auch wenn sie ihn niemals verstehen würden.

Einer der Männer presste einen durchnässten Stiefel auf seinen Rücken. Der lachende Mann pinnte Orotto in den Sand.

»Mutter«, sagte Orotto. Das Wort war mehr ein Wimmern. Er schrie vor diesen Männern, diesen Biestern, die nicht davor zurückschreckten, ein Kind zu töten, nach seiner Mutter.

Seine Mutter beachtete Orotto nicht; sie war zu sehr damit beschäftigt, historische Zeichen in den Sand zu ritzen. Diese eckigen Symbole hatte Orotto noch nie zuvor in ihrer Schrift gesehen. Sie sprach im selben unbeteiligten Tonfall, wie sie es zu Vatus Todeszeitpunkt tat.

»Ich verfluche diesen Ort«, sagte sie. »Ich verfluche diese Männer. Ich verfluche jedes einzelne Sandkorn auf dieser Insel. Und ich bin bereit, zu sterben.«

Es waren die letzten Worte, die sie sagte und die Orotto jemals hörte.

Die weißen Männer versammelten sich um ihre Körper.

Und tünchten sich wieder rot.

KAPITEL 1 ROLAND PRESSBERG PRODUZENT

Ein Schrei hallte durch den Raum.

Die dünne Rothaarige fiel auf die Knie. Sie war umgeben von drei fast nackten Männern. Über ihrer dunklen Haut trugen sie eine dünne Schicht aus grauer Asche, ihr Haar war mit Dreckklumpen und Matsch verworren. Ihre Lendenschurze bedeckten kaum ihre Ärsche, die in Erwartung auf ihre nächste Mahlzeit zitterten.

Der mittlere Mann grunzte vor Aufregung, als er nach ihrer zerrissenen Bluse griff. Er war derjenige mit den schmutzigsten Haaren und seine Zähne waren die grünsten. Das bedeutete, dass die Make-up-Artistin an ihm die meiste Zeit verbracht hatte, um dem Publikum zu zeigen, dass er der Anführer war.

Nachdem die Männer damit fertig waren, ihr die Unterwäsche vom Leib zu reißen, machten sie sich an ihrem Fleisch zu schaffen.

»Verdammt noch mal! Tito. Wieso muss ich mir diese Scheiße ansehen?« Pressberg drückte seine Zigarette aus und starrte den Aschenbecher auf dem Kaffeetisch vor ihm an. Er hatte keine große Lust darauf, sich die miserablen Spezialeffekte der verfuckten Italiener reinzuziehen, die diesen beschissenen Film gemacht haben.

»Aber sieh doch, jetzt kommt das Beste«, sagte

Tito. Sein Englisch war nicht übel, aber sein Akzent war lächerlich. Sein Dialekt war eine widersprüchliche Cartoon-Mischung aus Spanisch, Französisch und Italienisch. Er betonte das »e« zu lange und hängte an Wörter, die es nicht brauchten, ein »a« an.

Titos Englisch war kugelsicher gegen jede Kritik, schon allein aus dem Grund, weil er noch weitere vier Fremdsprachen flüssig sprechen konnte. Solange du nicht mindestens sechs Fremdsprachen beherrschst, kritisierst du seine lächerliche Betonung besser nicht.

Tito deutete auf den Bildschirm, als der Film die Wände von Pressbergs Büro rot färbte. Pressberg war dumm genug, um hinzusehen. Die Kameraeinstellung zeigte die Zähne eines der aschegrauen Männer in Nahaufnahme, als er einen Augapfel der Rothaarigen zerquetschte.

Pressberg merkte, wie sein Magen versuchte, einen Salto zu schlagen.

»Das sieht verdammt echt aus«, sagte er, seinen Würgerreflex unterdrückend. »Bist du dir sicher, dass es überhaupt erlaubt ist, diesen Film in diesem Land anzuschauen?« Pressberg verbarg seine Augen erneut hinter seinen Händen.

»Nein. Natürlich ist es in Portugal nicht legal, willst du mich verarschen? Legal? *In Portugal?* Ha! Alle Filme von diesem Typen sind hier verboten«, lachte Tito. »Aber mach dir keine Sorgen: Das ist kein menschliches Auge. Es ist das Auge einer Ziege. Du kannst jeden dazu bringen alles zu essen, wenn es für's Kino ist. Es ist ein ziemlich geschickter Trick.«

Tito sprach »Kino« wie »Schin-o« aus. Es war eines der Überbleibsel aus dem Italienischen, die Tito stur beibehielt, scheißegal welche Sprache er

sprach. Das Wort klang wichtigtuerisch und Pressberg vermutete, dass Tito es so gefiel.

Tito Bronze war niemals ein Name gewesen, den man mit Kunstfilmen in Verbindung brachte. Eher mit Fickfilmchen und Filmen, die für die Tonne waren. Es war in etwa so, als ob der kleine Mann dachte, wenn er das Wort »Kino« nur oft genug aussprach, könnte er dich glauben machen, dass er François Truffaut sei.

Pressberg schaute mittlerweile gar nicht mehr auf den Bildschirm, konnte aber immer noch das Schmatzen der aschgrauen Männer und das schwach sexuelle Gestöhne der Rothaarigen hören, als sie auseinandergerissen wurde. *Wenn das hier echt wäre, wäre sie schon längst tot und würde nicht kommen.*

Aber es war nicht echt. Es war nur ein Film, und Scheiße wie diese hier spielte auf dem europäischen Markt (mit ein paar Ausnahmen) genauso viel ein, wie in Amerika.

»Okay, ich schalte es aus. In Ordnung? Ist es das, was du willst, du großes Baby?«, fragte Tito, während er sich mit beiden Armen aus dem halben Eierschalenstuhl hievte. Titos geöffnetes Seidenhemd flatterte hinter ihm wie ein Umhang, als er aufstand.

Das Hemd war ekelhaft grell und mit einem auffälligen Blumenmuster versehen. Pressbergs Vater sagte immer, dass er anhand der Kleidung viel über einen Menschen sagen konnte. Das bedeutete wohl, dass Tito ein Clown war.

»Im Geschäft«, sagte Tito, »bist du ein harter Typ, aber im Unterhaltungsbusiness bist du so weich wie ihre Titten.« Tito deutete einmal mehr auf den Monitor und zeigte auf die blanken Brüste des Rotschopfs. Sie waren dick mit Kunstblut bepinselt, so leuchtend rot und unrealistisch, dass man eine Scheune damit streichen konnte.

»Das war's?«, fragte Pressberg. Er klang nicht, als gäbe er sich geschlagen, sondern eher gleichgültig. Er musste das nicht weiter erläutern. Tito wusste, was er meinte. Was Tito hörte, war etwas in der Richtung von: *Das war's? Das ist dein nächstes rätselhaftes profitables Stück Scheiße? Das nächste Projekt, das ich finanziere?*

»Das war's. Ein Film für die Leute aus den 80ern. Ein Film für jeden Markt«, sagte Tito, während er die Enden seines eierschalenfarbigen Bartes wie ein obdachloser Magier zwirbelte.

»Außer für Portugal«, flüsterte Pressberg.

»Um Wahrheit zu sagen«, ignorierte ihn Tito, »habe ich bereits Flug gebucht und Ausrüstung bestellt.« Tito ließ immer die Artikel weg, wenn er versuchte, seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen.

»Einen Flug gebucht?«, fragte Pressberg, in Gedanken versunken wohin sein Geld gerade sprichwörtlich davonflog. »Einen Flug wohin?«

»Hast du noch nie gehört«, sagte Tito. Seit zwölf Jahren im Geschäft hatte Pressberg sich noch nie geweigert, einen Blanko-Scheck für den Produzenten auszustellen. Dennoch, jedes Mal, wenn der lustige kleine Perverse versuchte, mehr Geld aus Roland herauszupressen, wollte er am liebsten sein Scheckbuch zuklappen und ihm auf die Nase schlagen.

Tito musste seine Aufruhr gespürt haben, denn er fügte noch schnell hinzu: »Aber dieser Ort ist *bellissimo* und den Flug wert. Karibische Insel. Rein und cineastisch unberührt ... auch von den verfuckten Touristen. Eine Traumkulisse ... und sehr billig.«

»Karibik? Ich dachte, du sagtest, dass das Arschloch gerade im Amazonasgebiet dreht.« Pressberg drehte sich zum Projektor, um ihm zu zeigen, dass er den Produzenten von *Blindwütiger Kannibalen-An-*

griff (eine direkte Übersetzung des original italienischen Titels) meinte.

»Wieso im Amazonas drehen, wenn du zusätzlich zum Dschungel noch Palmen haben kannst? Außerdem werde ich nicht von einem Scheiß-Tiger oder Gorilla oder so einem Scheiß gefressen«, sagte Tito und lachte. Das langgezogene Lachen entblößte den toten Zahn im hinteren Teil seines Kiefers. »Und obendrein sind überall Eingeborene. Der Amazonas hat kein Monopol auf Wilde.«

»Fein, wie auch immer. Sieh zu, dass du den Film schnell und unter Budget fertigbringst. Lass dich ja nicht von diesen Italienern überrumpeln, mit einem Film, den sie ohnehin schon haben. Ich bin mir sicher, dass diese Guinea Bastarde bereits drei Filme im Kasten haben, während wir uns hier unterhalten haben.«

Pressberg hob einen Finger, um zu zeigen, dass er noch nicht fertig war. »Nimm das Geld, aber versprich mir Eines.«

»Alles, Maestro.«

»Versprich mir, dass ich mich nicht hinsetzen und das Scheiß-Ding anschauen muss.«

Roland Pressberg machte eine theatralische Geste, indem er seine Handballen an seiner Brust von dem verdammten Scheiß reinigte. Er war Pontius Pilatus mit einem Scheckbuch.

»Versprochen, großes Baby du.« Die beiden Männer schlugen ein. Titos Hand war klamm von Schweiß und Nikotinflecken.

So sehr es ihn schmerzte, sie besiegelten es mit einem Handschlag.

KAPITEL 2

JACQUE FULLER

DREHBUCH

Umberto pikste Jacque mit einem starken, bronzefarbenen Finger in die Rippen und bat ihn, dass er für ihn Kontakt zu dem blonden Mädchen herstellen sollte. Jacque beendete den Satz, den er gerade aufgeschrieben hatte, bevor er sie ansprach.

»Entschuldigung«, sagte er. Er musste schon beinahe schreien, damit sie ihn bei dem Lärm des Flugzeugmotors überhaupt hörte. »Umberto würde dich gerne etwas fragen.«

»Ja«, sagte sie, blickte auf und faltete ihr Glamour-Magazin in ihrem Schoß. Auf dem Cover war Bo Dereks lachendes Gesicht abgebildet. Jacque hatte gelesen, dass Bo an einem weiteren Tarzan Film arbeitete. Möglicherweise war das keine so gute Idee.

Umberto beugte sich über Jacque und bot der Frau einen Taschenspiegel mit drei perfekt geformten Linien aufgeschichteten weißen Pulvers an.

»Nein, danke«, sagte sie mit einem breiten Lächeln. Es sah nicht danach aus, als würde sie einen schlechten ersten Eindruck machen.

Wenn man sie so ansah, waren schlechte erste Eindrücke praktisch unmöglich. Sie hatte das typische Grübchengesicht aller amerikanischen Nachbarsmädchen kombiniert mit dem milkschokoladenfarbigen Teint einer afrikanischen Gottheit. Ihr

blondes Haar stammte aus der Flasche, aber irgendwie passte es zu ihr.

Sie lächelte immer noch, als Umberto den Spiegel noch näher zu ihr rückte. Sie war so höflich. Dies hier würden keine langen Dreharbeiten werden, aber Jacques vermutete, indem er sie ansah, dass sie niemand war, der es allen recht machen wollte.

Umberto fing an, Italienisch zu sprechen. Das Mädchen blickte zuerst ihn verwirrt an, dann zurück in Richtung Spiegel, der ihr immer noch angeboten wurde. Die italienischen Hände zitterten. Jacques beschloss, einzuschreiten, bevor Umberto das Puder über seinem Schoß verschüttete.

»Er sagt, das ist kein Kokain«, erklärte Jacques der jungen Frau. »Er hat ein paar Beruhigungstabletten zerdrückt und dachte, sie könnten dir helfen, während des Flugs zu schlafen.«

»Könntest du ihm sagen, dass alles in bester Ordnung ist? Sag ihm, dass es mir gut geht«, sagte die Blondine und schob Umbertos manikürte Hand mit dem Spiegel weg.

Jacque übersetzte es ihm und Umberto zuckte mit den Schultern. Der Schauspieler, der aussah wie ein Bodybuilder, murmelte etwas auf Italienisch, von dem Jacques ausging, dass es besser war, wenn er es nicht für das Mädchen übersetzte. Der massive Italiener mit den goldenen Haaren drehte sich in Richtung des Sitzes hinter ihm und bot Daria, der Make-up-Artistin eine Line an, bevor er selbst zwei tiefe Züge vom Spiegel nahm und ihn damit leerte.

Nach fünf Minuten schnarchte er, und Jacques konnte sich kaum entscheiden, welcher Bewusstseinszustand den unbedeutenden italienischen Filmstar reizvoller erscheinen ließ.

»Was schreibst du da?«, fragte ihn das blonde

Mädchen. Sie war sehr hübsch und sprach nur Englisch. Wenn er bedachte, was er wusste (das das hier eine Tito Bronze Produktion war und die Tatsache, dass Jacque sie noch niemals zuvor gesehen hatte), schloss er daraus, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach eine amerikanische Pornodarstellerin sein musste.

»Ich schreibe das Drehbuch«, erklärte Jacque, steckte den Stift in das Notizbuch und drehte sich zu ihr, um sich mit ihr zu unterhalten. Das Drehbuch war zur Hälfte fertig und es war ein langer Flug. Er hatte Zeit.

»Für diesen Film?«, fragte sie. Er konnte an ihrem Gesichtsausdruck sehen, wie ihr Enthusiasmus flöten ging. »Das Drehbuch für diesen Film ist noch gar nicht fertig?«

»Ja, aber jetzt schau nicht so überrascht«, setzte Jacque zu einer Erklärung an. »Es ist nicht unüblich für diese Art von Produktion, dass das Drehbuch erst mit dem letzten Drehtag fertiggestellt wird.«

»Oh. Okay«, sagte sie, ohne dass sie ihre Enttäuschung darüber verbergen konnte. Ihr wurde vermutlich weisgemacht, dass das hier ein wesentlich größerer Karrieresprung für sie war. War es aber nicht.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Jacque und fasste nach ihrer Hand, um ihr den Handrücken zu tätscheln. »Ich stelle sicher, dass deine Zeilen sehr gut sein werden.«

Sie lächelte ihn an, aber er war sich sicher, dass er nur wenig getan hatte, um sie zu besänftigen. »Übrigens, ich bin Cynthia.« Sie gab ihm einen oberflächlichen, aber festen, Händedruck. Es war ein amerikanischer Händedruck, so viel stand fest. Ostküste, vermutlich New York, vermutete er. »Danke, dass du

vorhin für mich übersetzt hast. Du sprichst sehr gut italienisch, aber du klingst nicht so. Woher kommt dein Akzent?«

»Ich bin Jacque. Aufgewachsen bin ich in Paris, aber ich habe in England studiert.« Er ging davon aus, dass sie dachte, dass er auch nicht sonderlich italienisch aussah. Vermutlich hatte sie bisher noch nicht viele schwarze Italiener getroffen. Ihm ging es genauso, deshalb unterstellte er ihr keinen Rassismus.

»Wow«, entkam es ihr. Ihr Tonfall ließ vermuten, dass es das erste Mal für sie war, dass sie sich außerhalb der Staaten aufhielt und er schämte sich für seine vergleichsweise verschwenderische Lebewelt.

»Woher kommst du?«, fragte er.

»Queens«, antwortete sie. »New York. Was hast du in England studiert?«

»Englisch«, sagte Jacque und schämte sich jetzt auch seiner Schulbildung. »Literatur. In Cambridge.«

»Du hast Englisch in Cambridge studiert«, fragte sie und bemühte sich nicht einmal ihre Faszination und ihren Unglauben zu verstecken. »Was zur Hölle machst du dann hier?«

»Meinen Lebensunterhalt verdienen«, rechtfertigte sich Jacque. Für einen Moment wurde sie stumm. Er war an der Reihe, eine Frage zu stellen.

»Wie lange schauspielerst du schon?«, fragte er und bereute es sofort. Er nahm an, dass es ihr erster Versuch nach ein paar »Model Gigs« war. Vielleicht ein paar schweißtreibende Castings, die niemals einen Auftrag nach sich zogen. Er hatte diese Frage schon zu oft gestellt und kannte das peinliche Schweigen, mit dem die Frage für gewöhnlich beantwortet wurde.

»Mein ganzes Leben lang«, sagte Cynthia und

überraschte ihn. »Meine Eltern waren beide am Theater und ich war bereits als Kleinkind in Theaterstücke involviert. Meine Karriere begann, als ich das Jesuskind in unserer Kirche gespielt habe und seitdem ging es immer weiter.« Ihre Augen leuchteten. Er könnte schwören, dass sie diesen Monolog schon zig Male vorgetragen hatte, aber es immer noch genoss. »Ich habe gelacht, gesungen, geweint, steppgetanzt. Alles was ein Mensch auf der Bühne machen kann.«

Das war nicht die Antwort, die er erwartet hatte. »Was machst du dann hier?«, fragte er, schwieg aber, als er ihr Lächeln sah. »Schon gut. Du verdienst dir deinen Lebensunterhalt.«

»Ganz genau«, antwortete sie. »Es mag sich vielleicht blöd anhören, aber arbeiten alle von uns mit an dem Film?« Sie drehte ihren Finger in der Luft im Kreis, um anzudeuten, dass sie die gesamte Besatzung an Bord der engen Chartermaschine meinte. »Ich meine: Sind das alle?«

»Mit Sack und Pack«, antwortete Jacque und fühlte sich dabei wie ein cooler Typ, der eingeweiht war. »Frisur, Make-up, Kamera, Beleuchtung. Wenn etwas Spezielles gebraucht wird, dann gibt es in dieser fliegenden Tonne bestimmt jemanden, der es hinkriegt. Entschuldige meine Sprache.«

»Ach, ich bitte dich«, sagte sie mit einem Queens-Dialekt, dass es sich anhörte, als würde sie es zum ersten Mal sprechen. »Also, wer ist er?«

Sie deutete in Richtung des bewusstlosen Umbertos. Seine Oberlippe und sein blonder Bart zitterten im Schlaf und ein langer Speichelfaden verband seinen Mundwinkel mit dem Kragen seines olivgrünen Freizeithemds. Scheinbar hat er wegen der Beruhigungsmittel nicht gelogen. So wie es aussah, war das die einzige Möglichkeit, um in dem voll-

gestopften, aufgewühlten Flugzeug überhaupt an Schlaf zu denken.

»Das ist Umberto Luigi. Man kennt ihn auch als Brent Cisco, sein amerikanischer Künstlername.«

»Er kann kein Wort Englisch, hat aber einen amerikanischen Künstlernamen?«

»Nun, sieht er für dich nicht wie ein Amerikaner aus?«, fragte Jacque.

»Er hat blondes Haar, aber da ist etwas Italienisches an ihm. Eine Art Klang«, erklärte sie. Sie war das höflichste und zurückhaltendste New Yorker Mädchen, das er jemals getroffen hatte.

»Kann es sein, dass jedes Mal, wenn er ausatmet meine Augen tränen?«

Sie kicherte und bedeckte ihren Mund auf die gleiche Art und Weise wie es Geishas in alten japanischen Filmen taten, wenn sie lachten. Jacque gefiel es. Vielleicht würde der Job hier ja doch nicht so schlimm werden.

»Hallo mein Schatz.« Eine gewaltige Rauchwolke kündigte Titos Ankunft an. Bevor der Rauch auch nur die Chance bekam, sich verziehen zu können, lehnte er sich über Umbertos Sitz und presste seine schwitzige Altmänner-Plauze gegen das Ohr des dicken bewusstlosen Italieners. »Mein exotisches Juwel, mein neuzeitliches Sternchen, meine Mulattin Fay Wray der 1980er.«

Titos Akzent war auf vollen Touren, aber sein Englisch war perfekt. Jacque vermutete, dass er ihn an- und ausschalten konnte, wie er wollte. Tito ließ sich noch tiefer sinken, um sich ein Küsschen abzuholen und seinen Drink über Jacques Notizbuch zu verschütten. Cynthia bot nur ihre Wange an, sie wollte den alten Euro-Perversling nicht küssen.

Jacque seufzte erleichtert. Er dachte nicht, dass er

dabei zusehen konnte, wie die Lippen dieses lieblichen Mädchens mit denen von Tito Bronze verschmolzen.

»Hey du, äh, Jacque«, sagte Tito. Dabei tat er so, als hätte er seinen Namen vergessen und säuselte etwas, das Jacque sagte, dass er schon ganz schön angetrunken war. Er zuckte zusammen, als er daran dachte, dass er bereits genug Zeit in Titos Gegenwart verbracht hatte (bisher drei Filme), um sagen zu können, wann er blau war. »Wo ist Denny? Ich suche überall nach Denny. Ich will mit ihm über Blenden, Blendeneinstellungen, Belichtungsmesser und all den Scheiß sprechen.«

Falls er versuchte, Cynthia mit seiner Diskussion über die Feinheiten der Kameraführung zu beeindrucken, machte er einen fürchterlichen Job.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Jacque. Die Flugzeugkabine war nur etwa vier Meter lang. Jacque machte einen übertriebenen Versuch, um nach Denny, dem Kameramann, zu suchen, indem er sich sogar in seinem Sitz nach hinten drehte. »Ich sehe ihn nicht, und du? Vielleicht ist er auf der Toilette?«

»Der beschissene Bursche hat wohl ein Problem mit seiner Blase. Er ist ständig auf dem Scheißhaus«, sagte Tito. Er nippte an seinem Scotch und warf dann ein schnippisches Lächeln zurück zu Cynthia. »Ciao Bella«, er zwinkerte und strauchelte davon in Richtung seines Sitzes, einen Kampf zwischen den Turbulenzen und seinem Alkoholpegel ausfechtend.